

## **Wir haben gewartet, um zu verpassen**

**20 Jahre leben wir nun mit und irgendwie auch im Internet. So recht verstanden haben wir noch nicht, was das bedeutet, und wie wir daran teilhaben können. Vom trägen Versuch, mit einer Sphäre umzugehen, die uns längst geändert hat.**

Wir sind alle kriminell. Hat unsere Generation eine Eigenschaft gemeinsam, dann ist es diese. Wir konvertieren Youtube-Songs in unser Mp3-Eigentum, sehen Filme auf Servern ferner Inselstaaten, die sich lange erfolgreich deutschem Recht entzogen. Wir Raubkopierer, wir Urheberrechtsverletzer – immer wieder ermattet die Kriminalpolizei die Gemüter mit vereinzelt Schachzügen gegen eine graue Masse.<sup>1</sup> Viel ändert es nicht, denn im Internet gibt es mehr Möglichkeiten als Inseln in Polynesien. Im Schatten der lautstark verkündeten „Digitalen Revolution“ wirken die genannten Beispiele nebensächlich. Und doch sind sie exemplarisch für die Trägheit mit der wir uns angstvoll einreden uns noch nicht gewandelt zu haben. Unmut und Überforderung muss sich einstellen in dem Versuch, das Internet nach althergebrachten Prinzipien zu reglementieren. Ohne verstehen zu wollen, wie diese scheinbar grenzenlose Sphäre uns und die Gesellschaft, in der wir leben, bereits grundlegend geändert hat. Laut der UN-Organisation für Telekommunikation (ITU) nutzen (und somit gestalten) heutzutage mehr als zwei Milliarden Menschen das Internet.<sup>2</sup>

Die Vehemenz, mit der vor den Gefahren des Internets gewarnt wird, erweckt leicht den Eindruck, eine gesamte Generation müsse vor sich selbst geschützt werden. Damit sich unser charakterliches Profil nicht

---

<sup>1</sup> Wie im Juni diesen Jahres, als die Betreiber der Videoplattform kino.to, eine der zuvor meistbenutzten Internetseiten Deutschlands, festgenommen und die Seite gesperrt wurde.

<sup>2</sup> AFP, Mehr als zwei Milliarden Internetnutzer weltweit, Donaukurier, 26.01.2011

nur online im Sozialen Netzwerk zeichnet. Damit die Kreativwirtschaft nicht zusammen bricht. Damit wir uns nicht mit einem falschen Klick an Abzocker-Firmen verkaufen oder in weibliche Chatbots verlieben – from Russia with love. Vom direkten Zugang zu kriminellen Verbindungen, der Bestätigungssuche bei abseitigen sexuellen Vorlieben oder Online-Mobbing ganz zu schweigen. Nicht, dass solche Gefahren nicht bestehen, doch scheint den größten Internet-Kritikern in ihrer Angstschürerei kaum bewusst zu sein, was sie sich im Unterton sehnlich zurückwünschen: die Zeit vor dem Internet.

### **Der Fernseher: Dem Leben nur noch zusehen**

„I miss you MTV“, schreibt Lea Steffens in bunten Lettern, malt sie verspielt aus. Der kleinlaute Wunsch spricht von der Veränderung, die ein Großteil der 20 bis 30-Jährigen von heute miterlebt hat. Als der Musikkanal MTV 1981 auf Sendung ging, debütierte er programmatisch mit den Buggles und ihrem einzigen Hit „Video killed the radio star“. In dem Clip spielt ein kleines Mädchen in übergroßer Latzhose an einem noch größeren Radio bis es in Rauchschwaden aufgeht, um aus diesen als legginschlanker Engel in pinker Lametta-Haarpracht herauszutreten und die Übermacht des Fernsehers zu verkünden. Synthiesounds glichen Himmelstrompeten, exakt 30 Jahre später melden zahlreiche Parodien (etwa „Internet killed the video star“ – The Limousines) jedoch bereits den Tod des Senders, der in Deutschland seit Anfang des Jahres nur noch im PayTV zu sehen ist.

Nicht nur Steffens' Jugend ist damit Geschichte geworden. Ihre melancholisch-sehnsuchtsvollen Zeichnungen bedrücken immer wieder in der Darstellung der emotionalen Abhängigkeit eines Individuums zu jemandem oder besser „etwas“ anderem. Zumeist gesichtslos, fragmentiert und energielos zeichnet sie ihre Figuren im Gegenspiel zu einer verwirrenden Übermasse an Augen, die teils gar einzelne Körperteile ersetzen. Wenn Augen gemeinhin als Spiegel des

Innern gelten, entfremden sie hier jeden individuellen Charakterzug. Wie sich die Masse in einen projiziert; auf einen starrt, weil man selbst starrt. Wie man die Beobachter verinnerlicht, sich einbildet, indem man sich mit dem Gesehenen abgleicht. Mit dem Fernsehen rückte die Welt so nah, dass Großereignisse mit Einzelschicksalen erklärbar wurden; Leben lief, ohne dass man sich selbst in den Strom werfen musste. Zurückgezogen und doch allein mittendrin. Und mit anerkannten Sendern, wie MTV, die Street Art, Jüngsttalente und abseitige Sportarten vorantrieben, konnten gerade die Kreativen auf ihre gesellschaftliche Wichtigkeit vertrauen, indem sie nur anderen dabei zu sehen. So traf sich mit dem Pop zugleich die erste Jugendkultur, die ihr selbstbewusstes Unpolitischsein feierte. Inmitten heftigster Hysterie um Atom- und Golfkriege, konnte man sich endlich mal nur auf sein Aussehen konzentrieren. „Seine Rebellion bestand in einem exakt geföhnten Pony“<sup>3</sup>, beschrieb das Zeit-Magazin den Popper als Feindbild seiner 68er-Eltern-Generation. Oberflächlich gesagt: Wie ironisch, dass Nuklearkatastrophen heute wieder so in sind, wie Kashmir-Pullover mit V-Kragen. Doch hat sich eines grundlegend geändert.

### **Verloren im Internet: Überforderung und Informationsrauschen**

In der zweiten Generation hat der Popper (und natürlich auch jene, die sich keinem Klischee zuordnen wollen) anstatt des Fernsehers einen weitaus komplexeren Komplizen: das Internet, als wirkungsstärkstes Betäubungsmittel. Anstatt den Träumen der Konsumgesellschaft strukturiert und mit großen Augen zu folgen, gilt es nun, sich selbstgesteuert im Überangebot des Netzes zu verlieren. Dort wandelt sich die Welt zum lang verpönten globalen Dorf, das in seiner Schnellebigkeit nur repetitiv wirke und dessen lähmende Spannweite doch nie zu überblicken sei. Seitdem niemand mehr im Tagesschau-

---

<sup>3</sup> Tilmann Prüfer, Der Popper, ZEITmagazin, 14. Oktober 2010

oder Abendblattformat verschreibt, welche Informations-Dosis pro Tag zu konsumieren sei, stellt sich gern ein Informationsrauschen ein. Es gilt nicht mehr als kritisches Hinterfragen, auch andere Quellen zu nutzen, sondern jede Information ist so oder so zumeist in einem komplexen Hypertext<sup>4</sup> verflochten. Man klickt sich halt so durch. Folgt mit automatisierten Handlungen, ohne Inhalte tatsächlich aufzunehmen. Dabei können sie so leer sein, wie der Raum, den man durch Fabian Knechts „Zugang“ betritt. Ein handelsübliches Drehkreuz, wie wir es aus Supermärkten kennen, gibt uns allein durch seine Präsenz vor, in den Raum dahinter zu gehen. Wir überlegen nicht, ob es Sinn macht dieser Aufforderung zu folgen oder wie wir wieder hinaus kommen. Man geht halt so durch. Und wird sich seiner Kontrolliertheit durch simpelste Mechanismen heutiger Konsumkultur erst bewusst, wenn weder Inhalt, noch Ausgang vorzufinden sind, man umständlich über den Zugang zurückklettern muss. Solche symbolischen Handlungsanweisungen funktionieren offline, wie online.

### **Zurück in der Struktur**

So wird natürlich auch das angeblich so unübersichtliche Internet auf die der Masse vertrauten Strukturprinzipien zugeschnitten. „Freundlich“ sollen sie einem Nutzer erscheinen, der meist eh nur alltägliche Schritte durch die Online-Welt setzt – E-Mail, Nachrichten, Einkaufen, ein paar Rezept- oder Wettertipps vielleicht. Auch Wissen wird meist zentralisiert konsumiert, obwohl es sich mittlerweile dezentral generieren kann. So geht die Journalistin Mercedes Bunz<sup>5</sup>

---

<sup>4</sup> Wikipedia sagt: „Ein Hypertext [ˈhaipetɛkst] ist ein Text, der mit einer netzartigen Struktur von Objekten Informationen durch Hyperlinks zwischen Hypertext-Knoten verknüpft.“

<sup>5</sup> Mercedes Bunz ist Mitgründerin des Magazins De:Bug, übernahm 2006 die Chefredaktion des Berliner Stadtmagazins zitty, 2007 die Leitung der Online-Redaktion des Tagesspiegels und wechselte 2009 zum Londoner Guardian.

davon aus, dass sich durch die Digitalisierung ein neues Wahrheitsempfinden durchgesetzt hat. „Nicht mehr der wissenschaftliche Fakt, sondern die ‘statistische Wahrheit’ ist ausschlaggebend.“<sup>6</sup> Die ersten Ergebnisse der Suchmaschinen, der Grundtenor der unzähligen Sprecher auf Web 2.0 Plattformen wie dem Netzwerk Twitter, das so oft die Frage nach der Sinnhaftigkeit massenhaft-persönlicher Mitsprache aufwarf. Obwohl auch hier simples Verständnis reicht, um nicht zu versickern, wie Buns mit dem Vergleich von Twitter und einem Chor zeigt: „Wenn einer falsch singt, ist die Melodie noch immer erkennbar. Twitter ist ein gewaltiger Chor an Stimmen und damit eine Quelle – die man, wie alle Quellen, mit Vorsicht genießen muss.“ Man kann es als Parodie solcher Vielfalt und Vervielfältigung oder der Zuspitzung aufs Subjektive verstehen, wenn sich Martin Kohout zwischen Oktober 2009 und April 2010 jedes und somit 800 Mal mit seiner Webcam filmt, wenn er ein Youtube-Video ansieht und seines anschließend als Antwort postet. Bleich, mit überdimensionaler Hornbrille, wird er frontal vom kalten Bildschirmlicht beleuchtet, an dem seine Augen haften. Er spricht nicht und doch lässt er in „Watching Martin Kohout“ nicht weniger verlauten als die massenhaften Selbstdarstellungen, in denen Nutzer ihre Meinung kundtun oder ihren Lieblingssong covern und mit denen die Videoplattform ihre Popularität gewann. Denn, in dieser Unmittelbarkeit ist er extrem subjektiver Vermittler des ersten Videos und gerade daher ist man gezwungen sich zu fragen, womit man hier gerade seine Zeit verbringt. Sinn oder nicht, es ist ein Selbstläufer. Die unzähligen Kommentare („WHY DID I JUST WATCH ANOTHER GUY WATCH A VIDEO ?! O.O“<sup>7</sup> oder „This vid was so worth watching.

---

<sup>6</sup> Lorenz Matzat, „Was wollen wir von der Digitalisierung?“, Zeit Online (Data Blog), 27.01.2011

<sup>7</sup> Kommentar zum Youtube-Video „Watching Tyler, The Creator – French“

Allthough it was difficult to masturbate to.”<sup>8</sup>) und Weiterentwicklungen („Watching Martin Kohout watching...“) sind nicht aufzuhalten. Es ist selbst einen Kommentar wert, den unnützen Wert des Kommentars zu kommentieren. Natürlich lässt sich auch der wiederum kommentieren.

Im Internet kommt man nicht umhin, auswählen zu müssen. Wird es nicht weiterhin nur als bedrohliche oder überflüssige Masse gesehen, könnte es endlich als Potential begriffen werden. Wichtig ist es, früh verstehen zu lernen, wie Informationen heutzutage sortiert werden und somit beeinflussbar sind. Außerdem gilt es, schon im Kindesalter zu lernen, Quellen kritisch zu hinterfragen: Wenn ich alles haben kann, warum schenke ich dann genau dem Vertrauen? Denn, Informationen sind nicht mehr offiziell. In Zeiten von Wikileaks, der Angst um beeinflusste Wahlen durch zu schnell durchsickernde Prognosen<sup>9</sup> oder im Netz induzierten Revolutionen, schreibt sich Geschichte nicht mehr nach Prinzipien der Orwell’schen „Wirklichkeitskontrolle“. „Wer die Vergangenheit beherrscht, beherrscht die Zukunft.

Wer die Gegenwart beherrscht, beherrscht die Vergangenheit”<sup>10</sup>, hieß die Parole. Die statistische Wahrheit ist angreifbar, sie gründet auf einer unübersichtlichen Vielzahl von Spuren, auf die von verschiedenster Seite zugegriffen werden kann und die in beeindruckender Schnelligkeit in die öffentliche Diskussion eingebracht werden können. Wenn sich die Veröffentlichungsgewalt von Informationen (und somit die Produktion von Wissen) früher auf einen ausgewählten Kreis beschränkte, kann heute so ziemlich jeder publizieren. Diese Gestaltungsvielfalt birgt ein enormes Mitsprachepotential und entledigt die ehemaligen Experten dennoch

---

<sup>8</sup> Kommentar zum Youtube-Video „Watching Being a Dickhead’s Cool“

<sup>9</sup> FAZ.net mit dpa, Sorge vor Wahlbeeinflussung durch Twitter, FAZ Online, 31.08.2009

<sup>10</sup> George Orwell, 1984, Berlin: Ullstein, 1999, S. 23.

nicht ihrer Aufgaben. Im Gegenteil, Qualitätsjournalismus und wissenschaftlicher Arbeit kommt gerade in einer solchen Flut dezentral generierten Wissens das Vertrauen und vor allem das (schon allein zeitliche) Privileg zu, eben jenes aufzuarbeiten.

### **Anonymität – Angst und blindes Vertrauen**

Dieses radikale Abbild der Meinungsfreiheit sorgt immer wieder für Diskussionen. Das letzte Mal nachdem bekannt wurde, dass der Attentäter, der im Juli dieses Jahres ein grauenvolles Blutbad in Norwegen anrichtete, mit seinen fanatischen Ideen Anschluss im Internet fand. Es erschreckt, wie Menschen tatsächlich denken, wenn sie sich im Schutze der Anonymität wähnen. Plötzlich werden abgründige menschliche Begierden und Nöte verlautbar, die zuvor auf den Widerstand der Öffentlichkeit trafen (oder gar nicht erst geäußert wurden). So erntete Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich erst kürzlich für ein Interview mit dem Magazin Der Spiegel parteiübergreifende Kritik und Spott. Als illusorisch, naiv und Angriff auf die Meinungsfreiheit als Grundrecht wurde der Gedanke abgetan, auch in der Netzgemeinde, wie in Blogs oder Foren, mit seiner wahren Identität aufzutreten. "Normalerweise stehen Menschen mit ihrem Namen für etwas ein. Warum nicht auch ganz selbstverständlich im Internet?"<sup>11</sup>, fragte Friedrich. Weil dieses „normalerweise“ nach demokratischen Grundprinzipien nicht existiert. Anonymität ist ebenso Schutz für „Terroristen“ wie für den „Bürger“, der nicht ohne Grund so frei und unabhängig sein Wahlkreuz setzt. Abgesehen davon, ist gerade diese Trennung in Bürger und sein bestmöglich unkonkretes Feindbild Beleg eines grundlegenden Fehlganges, der jedoch

---

<sup>11</sup> Der Klarnamen Minister rudert zurück, Süddeutsche Zeitung, 08.08.2011

spätestens seit dem 11. September 2001 gängig ist.<sup>12</sup> Jeder Bürger muss als Bürger und Mensch gedacht werden, die Unschuldsvermutung ist Grundlage unseres Rechtssystems. Auch in einer Zeit, da Freiheit mit Sicherheit aufgewogen wird und an soziale Arbeit wenig geglaubt wird. Es müssen Möglichkeiten gesucht werden, mit dieser veränderten Öffentlichkeit umzugehen, anstatt Probleme durch illusorische Reglementierungen zu verlagern. Kann Widerstand nicht Aufklärung und Prävention bedeuten, bestenfalls beginnend im Netz? Wenn „gefährdete Personen“ auf Seiten zugreifen und sich somit in einer digitale Identität isolieren können, muss nicht eben dann auf dieser Ebene Kontakt zu ihnen aufgenommen werden?

So sind „Kinderpornographie“ und „Ballerspiele“ zu Stichworten einer unaufhörlichen Diskussion geworden. Es grenzt an Ironie, wenn Will Kempke in seiner „Warrior Series“ Mini-Kämpferfiguren des frühen Computerspiels DOOM feinsäuberlich auf Karopapier zeichnet. Jedes Kästchen in einer Farbe, wie Pixel, die ein insgesamt schlecht aufgelöstes Bild ergeben. Damals – das Spiel gilt als einer der Urväter der umstrittenen Ego-Shooter<sup>13</sup> – wurden solche Kämpfe noch von kleinen, schreibunten Kreaturen gefochten. Dass sie die Erfahrung von Kriegs- oder anderen Kampfsituationen je so nah rücken könnten, war schwer vorstellbar. Schließlich kämpfen Kempkes Mini-Krieger irgendwo zwischen Unschuld und Langeweile in der Mathe-Stunde

---

<sup>12</sup> Hier sei nur ein beispielhafter Fehltritt des vergangenen Jahres genannt. Als der Berliner Innensenator Eberhard Körting während der Anspannung um Terrorwarnungen im RBB-Interview riet: "Wenn wir in der Nachbarschaft irgendetwas wahrnehmen, dass da plötzlich drei etwas seltsam aussehende Menschen eingezogen sind, die sich nie blicken lassen oder ähnlich, und die nur Arabisch oder eine Fremdsprache sprechen, die wir nicht verstehen, dann sollte man glaube ich schon mal gucken, dass man die Behörden unterrichtet, was da los ist." (zit. Nach Yassin Musharbash, Falsche Schablonen im Kopf, Spiegel Online, 19.11.2010)

<sup>13</sup> Wikipedia sagt: „Ego-Shooter (gr. und lat. ego = „ich“; engl. shooter = „Schütze“ bzw. „Schießspiel“) oder First-Person-Shooter (FPS) sind eine Kategorie der Computerspiele, bei welcher der Spieler aus der Egoperspektive in einer frei begehbaren, dreidimensionalen Spielwelt agiert und mit Schusswaffen andere Spieler oder computergesteuerte Gegner bekämpft. Die vom Spieler gelenkte Spielfigur ist menschlich oder menschenähnlich.“



(Kästchen ausmalen) darum, uns nur ein paar überflüssige Stunden abzulenken. Mittlerweile wohnt der technischen Entwicklung jedoch eine solche Simulationskraft inne, dass es nicht mehr abwegig ist, sich selbst in Spiele zu projizieren. Oder ins Netz allgemein. Es wird immer schwieriger, sich frei zu entscheiden, welchen Teil seines Lebens man lieber offline halten würde.

Und dennoch hat sich, abgesehen von der zuvor angesprochenen Angst vor Anonymität, ein seltsames Vertrauen in eben diese eingestellt, resultierend aus ihrem absoluten Gegensatz, einer gewissen Über-Öffentlichkeit. „Weil ich nichts zu verbergen habe“ und weil es jeder tut, zieht eine Generation sich immer weiter die Blöße gebend ihre digitalen Wege. Das Internet, mit all seinen durch Großunternehmen gesteuerten Kommunikationsmechanismen, ist jedoch ein öffentlicher Bereich – vom eigenen Entschluss ins Öffentliche zu gehen, wie dem (Micro-) Blogging, dem vergeblichen Versuch über Soziale Netzwerke halböffentlich zu bleiben („Ich teile mein Profil ja nur mit meinen Freunden“) bis hin zur „privaten“ unverschlüsselten E-Mail. Wie und wann auf welche Spur zurückgegriffen werden kann, ist, wie bereits gesagt, nicht absehbar. So ist es beeindruckend, wie sensibel viele reagieren, wenn ihnen jemand Unbekanntes mit einer Frage oder Geste zu nahe kommt und wie freiwillig und alltäglich sie sich sogleich beim öffentlichen Daten-Striptease im Netz oder auch analog am Flughafen oder beim Einkaufen entledigen.

Aus der Gewohnheit jeglicher Web 2.0-Anwendungen wirkt die extreme Offenheit, mit der Martin Bothe in seinen Arbeiten von sich spricht, weder verstörend, noch besonders mutig. Jedoch weckt die militante Naivität nicht nur allgemeinmenschlichstes Sehnsuchtsgefühl. Indem Bothe so eindeutig, verspielt-direkt über sich spricht, gleichen wir unsere, sowie vielgelesene Aussagen anderer mit

seinen ab. Wir sind es gewöhnt, dass private Nachrichten mittlerweile hemmungslos veröffentlicht werden. Gleich, ob im Kunstrahmen oder als Statusmeldung auf Facebook-Profilseiten. Und so liebestoll oder klagend sie auch klingen mögen: Wir lesen gleichgültig drüber, reißen unser Mitgefühl kurz zwischen „Gefällt mir“-Bekundung und Geburtstagsgruß auf anderen durch geklickten Seiten ein.

Trotz dieser Assoziationen, arbeitet Bothe übertrieben analog. Kommt man denn umhin, sich amüsiert vorzustellen, wie Bothe in musterschülerischer Exaktheit alle in einem Monat abgegangenen und angekommenen Nachrichten seines Mobiltelefons der Reihenfolge nach mit bunten Filzstiften auf Linienpapier überträgt? Wie er sein Papierhaus faltet, auf dessen Seiten sein Porträt prangt, das gern auch in dem abgesteckten Rechteck eines Online-Profiles seine Kreativität im Umgang mit Effekt-Filtern bezeugen könnte? Wenn er die digitale Quelle minutiös analogisiert, wird klar, welch anderem Rahmen unsere Kommunikationsmuster mittlerweile unterworfen sind. Wie unbewusst-kindlich wir vielen dieser Veränderungen unseres eigenen Sprachverhaltens bisweilen begegnen und kaum einschätzen können, was sie bedeuten, ob sie bedeuten. Eine Liebeserklärung in die exakte Zeichenanzahl statt Zeilenbreite zu zwängen, Nähe mit ständiger Erreichbarkeit zu verwechseln, wenn der Erwartungsdrang, durch ein SMS-Eingangsgewackel geweckt, schlussendlich doch in einer Handyanbieter-Benachrichtigung versinkt. Dieser Verkürzung der Phrasen, dem Bedürfnis, digital komprimiert die analoge Größe herauszustellen, gleichen sich auch Selbstdarstellungsstrategien an. Drückte sich gesellschaftlicher Status früher über sein Haus aus, reicht es heute sein Profilbild zu wechseln. Oder in einer Statusmeldung kurz auf die Tiefe seines Ichs aufmerksam zu machen.

## **Ausblick: Weit, überkontrastiert und gerahmt**

Etwas läuft falsch, wenn wir auf Veränderung warten, obwohl sie uns bereits verändert hat. Wir sprechen, orientieren, kurzum leben anders, seit der Umgang mit dem und im Internet unseren Alltag bestimmt – so, wie es zuvor andere Medien, wie das Radio oder der Fernseher, vermochten. Mit jedem neuen Medium, wurde der Untergang der Kultur erneut ausgerufen, und doch wurde sie nur verändert. Im Sinne dieser fort treibenden Entwicklung zeigt auch Mike Ruiz die Extended-Versionen<sup>14</sup> der heutigen Fenster zur Welt, der Standard-Desktophintergründen von Windows XP und Mac OS. Sich in der Weite verlierend, konkurrieren die Microsoft-Wiesenlandschaft und das Apple-Polarlicht um überkontrastierte Dramatik. Indem Ruiz sie großformatig abzieht, unterstreicht er wie fest eingebraunt sie in unser Bildgedächtnis sind. Dabei stehen sie exemplarisch dafür, wie Großkonzerne unseren Ausblick aufs Weltgeschehen rahmen. Doch, anstatt uns vor lauter Technik-Angst im Kreis zu drehen, sollten wir den Zeitpunkt nicht verpassen, diese „Digitalen Revolution“ unsererseits mit zu gestalten. Es liegt in der Logik der Technik, sich weiterzuentwickeln, die größte Gefahr sich im Unverständnis einer Lähmung hinzugeben. Noch fragwürdiger, sich ihr zu widersetzen, um auf altem Recht zu beharren oder leichtfertig an demokratischen Grundsätzen zu feilen.

Seit nicht mehr einzelne Sprecher oder Medien mit Rundumversorgungsanspruch „offizielle“ Informationen herausgeben, wird die Meinungsfreiheit auf ihre Spitze getrieben. Wenn Öffentlichkeit und Anonymität verschwimmen, der Zugang zu Publikationsmechanismen geöffnet wird, kommen plötzlich unzählige Stimmen zu Wort. Nie zuvor wurde Wissen so dezentral generiert.

---

<sup>14</sup> „Extended Bliss“ und „Extended Aurora“: Durch ein Bildbearbeitungsprogramm, das die Bildinformationen abgleicht, erweiterte Ruiz die eigentlichen Desktophintergründe um wenige Zentimeter.

Neben den allseits vorgestellten unübersichtlichen Gefahren, birgt das ein enormes Gestaltungs- und Mitbestimmungspotential. Gerade in dieser Weitläufigkeit und Vielfalt, brauchen wir Orientierung, vertrauenswürdige Quellen.

Vor allem der Kulturbetrieb kann davon profitieren. Mit dem Internet haben sich zahlreiche Möglichkeiten ergeben, Kulturgüter unabhängig von Zwischenhändlern zu veröffentlichen, zu tauschen oder nur auf sie zuzugreifen. Sei es Musik, Filme, Bücher, Archivmaterial oder Computeranwendungen – nie hat sich das Wissen einer Zeitgenossenschaft so gesammelt präsentieren können. So zirkuliert zum Beispiel schon seit einiger Zeit die Idee einer „Kulturflatrate“ – so unpassend der Begriff nach Flatrate-Saufen und Co. klingen mag. Anliegen ist es, gerechte Verteilungssysteme zu schaffen, in dem der Staat weniger als Subventionsgeber Einzelner fungiert, als vielmehr zum Mitgestalter wird. Jeder Internetnutzer müsste demnach eine gewisse Download-Pauschale zahlen, die dann je nach der Nutzung des Kulturguts aufgeteilt wird. Dass das Internet bereits ähnlich direkten Zugriff gewährt, eine Generation so aufgewachsen ist, ist gegenwärtig, nicht kriminell. Die Technik hat neue Bedürfnisse geschaffen, jetzt sollten wir nicht verpassen, sie mit zu gestalten. Dass dieses veränderte Partizipationsgefühl sich nicht mehr ignorieren lässt, zeigen spätestens die massenhaft im Netz organisierten und dort gegenseitig anspornenden Jugendproteste, die sich quer über die Welt verteilen.

Tina Gebler

## ONLINE-QUELLEN

1. Tilmann Prüfer, Der Popper, ZEITmagazin, Nr. 42, 14.10.2010,  
URL (entnommen 30.08.2011): <http://www.zeit.de/2010/42/Jugendkultur-Popper>
2. AFP, Mehr als zwei Milliarden Internetnutzer weltweit, Donaukurier,  
26.01.2011,  
URL (entnommen 03.09.2011): <http://www.donaukurier.de/themen/multimedia/UNO-Internet-Telekommunikation-Mehr-als-zwei-Milliarden-Internetnutzer-weltweit;art172877,2373892>
3. Wikipedia, Stichwort „Hypertext“,  
URL (entnommen 03.09.2011): <http://de.wikipedia.org/wiki/Hypertext>
4. Lorenz Matzat, „Was wollen wir von der Digitalisierung?“, Zeit Online (Data Blog), 27.01.2011 URL (entnommen 30.08.2011): <http://blog.zeit.de/open-data/2011/01/27/bunz-algorithmen-digitalisierung/>
5. FAZ.net mit dpa, Sorge vor Wahlbeeinflussung durch Twitter, FAZ Online,  
31.08.2009,  
URL (entnommen 29. 08.2011): <http://www.faz.net/s/Rub4D6E6242947140018FC1DA8D5E0008C5/Doc~EE9F988E6E4884DBDA7F1A5B08CEDB466~ATpl~Ecommon~Scontent.html>
6. Kommentar zum Youtube-Video „Watching Tyler, The Creator – French“,  
URL (entnommen 04.09.2011): [http://www.youtube.com/watch?v=EopAKbdvN\\_8&feature=related](http://www.youtube.com/watch?v=EopAKbdvN_8&feature=related)
7. Kommentar zum Youtube-Video „Watching Being a Dickhead’s Cool“,  
URL (entnommen 04.09.2011):  
<http://www.youtube.com/watch?v=b-BTUKXx-Gk&feature=related>
8. Der Klarnamen Minister rudert zurück, Süddeutsche Zeitung, 08.08.2011  
URL (entnommen 02.09.2011): <http://www.sueddeutsche.de/digital/streit->

um-anonymitaet-im-internet-netzpolitiker-zerpfluecken-friedrichs-  
klarnamen-idee-1.1129093

9. Yassin Musharbash, Falsche Schablonen im Kopf, Spiegel Online, 19.11.2010  
URL (entnommen 03.09.2011): [http://www.spiegel.de/politik/deutschland/  
0,1518,730136,00.html](http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,730136,00.html)
10. Wikipedia, Stichwort „Ego-Shooter“,  
URL (entnommen 04.09.2011): <http://de.wikipedia.org/wiki/Ego-Shooter>